Wie wohnen wir morgen? : Interview mit Dagmar Reichert, Urs Primas und Marianne Dutli

Autor(en): **Hornung, René / Reichert, Dagmar / Primas, Urs**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **20 (2007)**

Heft [11]: **Wohnzukunft in Zürich : ein Wettbewerb**

PDF erstellt am: **19.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-123335

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Wie wohnen wir morgen?

Interview: René Hornung
Fotos: Urs Walder

Welche Hoffnungen hat der Ideenwettbewerb ‹Wie wohnen wir morgen?› erfüllt? Wo wurden die Veranstalter enttäuscht? Und wie geht es weiter? Die Jurymitglieder Dagmar Reichert und Urs Primas sowie Marianne Dutli Derron von den Veranstaltern ziehen Bilanz.

? Der Wettbewerb war sehr offen und die Resultate sind, vielleicht darum, ziemlich abstrakt – warum dieser Ansatz?

Marianne Dutli Derron: Die Aufgabenstellung wurde bewusst so offen formuliert, denn es ging darum, herauszufinden, was ‹Zukunftswohnen› heisst. Gefragt waren nicht in erster Linie architektonische Vorschläge, sondern solche zur Quartier- und sozialen Entwicklung. Da war auch das Mittun der Bewohnerinnen und Bewohner gefragt. Die Resultate sind spannend, auch wenn keine ganz neuen Ideen aufgetaucht sind. Wir hatten keine Vorstellungen von den Beiträgen, der Art und dem Umfang.

Urs Primas: Es war eine neue Art Wettbewerb. Bei Projektwettbewerben wissen die Teilnehmenden, was sie erwartet. Hier wollte man zu etwas anderem kommen, zu den ‹richtigen› Fragen. Dabei stiessen wir in der Jury auf zwei Probleme: auf die fehlende Kultur dieser Form und auf den interdisziplinären Anspruch. Ich finde es aber interessant, dass hier die Grundsatzfragen nicht hinter verschlossenen Türen beraten, sondern öffentlich ausgebreitet wurden.

? Welche Erkenntnisse lassen sich nun aus den Beiträgen ziehen?

Urs Primas: Es gibt zwei Gruppen von Projekten. Jene, die sich mit dem Perimeter in Aussersihl und der dortigen Blockrandbebauung sowie den dort anfallenden Problemen befassten. Sie waren sehr konkret. Andere Projekte werfen eher Fragen auf, befassen sich mit Organisationsprinzipien oder diskutieren die Ansprüche der Nutzergruppen.

Dagmar Reichert: Es war nicht die Hauptaufgabe des Wettbewerbs, realistische Projekte hervorzubringen. Er wollte den Horizont öffnen, hinterfragen, was heute im Wohnungsbau als selbstverständlich gilt. Es hat sich ein Bekenntnis zur Urbanität gezeigt. Vom Umland war kaum die Rede.

? Können die Genossenschaftsvorstände und die städtischen Behörden überhaupt mit solchen ‹Fantasien› umgehen? Die wissen doch, ‹wie man wohnt›.

Dagmar Reichert: Genau darum war der offene Wettbewerb so wichtig, damit sich auch die Künstlerin oder die Schulklasse einbringen konnten. Das sind Leute, die eben gerade nicht wissen, wie man hier routinemässig vorgeht …

Marianne Dutli Derron: … sicher alle wissen, wie wohnen geht. Und wenn alle ihre Wohnideen einbringen können, entsteht sehr wohl etwas Konkretes. Aus dem ‹Konzentrat› lässt sich sicherlich etwas Neues entwickeln. Die Genossenschaftsvorstände und die Ämter lernen daraus.

Urs Primas: Der Wettbewerb wollte die Strategiediskussionen stärken, die zurzeit in vielen Genossenschaften laufen. Heute suchen die Genossenschaften ja oft eine Legitimation, und sie müssen sich im Markt behaupten.

1

2

1 Dagmar Reichert: «Der Wettbewerb wollte hinterfragen, was heute im Wohnungsbau als selbstverständlich gilt.»

2 Marianne Dutli Derron: «Die Aufgabenstellung wurde bewusst so offen formuliert. Es ging uns darum, herauszufinden, was ‹Zukunftswohnen› heisst.»

3 Urs Primas: «Es war eine neue Art Wettbewerb. Hier wollte man zu etwas ganz anderem kommen, zu den ‹richtigen› Fragen.»

? Einige Projekte fordern eine Vernetzung unter den verschiedenen Genossenschaften. Reicht das, damit sie und die Stadt auf neuen Feldern aktiv werden?

Urs Primas: Man muss die Anforderungen ans künftige Wohnen sicher noch konkretisieren. Vieles sind politische Fragen, und wenn man Gesetze und Verordnungen ändern will, braucht es auch die Politik. So konkret sind die eingereichten Projekte allerdings noch nicht.

Marianne Dutli Derron: Ich weiss gar nicht, ob die Stadt und die Politik wirklich handeln müssen. Es ging in den Beiträgen ja nur am Rand um Strassen, mehr um Bauten und Höfe. Und hier können die Genossenschaften sehr wohl sagen, wie und was sie bauen wollen. Allerdings: Wenn wir den Perimeter im Kreis 4 anschauen, sind hier tatsächlich der Verkehr und die inventarisierten Bauten eine Herausforderung. Wollen die Genossenschaften hier weiterkommen, brauchen sie die Unterstützung der Stadt und der Politik.

? In Quartieren wie im erwähnten Teil des Kreis 4, wo Genossenschaften stark sind, ist das wohl möglich ...

Urs Primas: ... vor allem, wenn die Genossenschaften erkennen, welches Potenzial sie haben, wenn sie gemeinsam in eine Richtung ziehen. Zusammenarbeit ist wichtig.

Marianne Dutli Derron: Die Stadt Zürich und die Genossenschaften besitzen 50 000 Wohnungen, 25 Prozent des Bestandes. Ihr Einfluss ist erheblich. In Quartieren, in denen sie weniger stark vertretzen sind, können sie den Kontakt zu privaten Hauseigentümern suchen, um gemeinsam die Stadt weiterzuentwickeln.

Urs Primas: Das Ganze ist ein kompliziertes Geflecht aus unterschiedlichsten Interessen. Dabei gibt es wenig Konflikte zwischen Genossenschaften und öffentlicher Hand.

? Sie sagten es: Im Kreis 4 ist vieles konkret, und die Vernetzung ist gefragt. Aber was bringen die Wettbewerbsresultate dem Quartier Leutschenbach?

Dagmar Reichert: Visionen wirken – indirekt und verzweigt; sie hocken im Hinterkopf und warten auf die Gelegenheit, realisiert zu werden. Dies wollte dieser Wettbewerb fördern. Insofern bedaure ich, dass sich nicht mehr Leute an der offenen Ausschreibung beteiligt haben. Ein nächstes Mal müsste man weitere Kreise aktivieren. Es fehlen uns Beiträge der Fachhochschulen, der ETH, von Leuten aus der Kunst. Es gab wenig interdisziplinäre Vorschläge.

Urs Primas: Mich hat schockiert, dass zwar für den Kreis 4 so konkrete und sorgfältige Arbeiten eingereicht wurden, dass aber Leutschenbach mehr oder weniger zur Spielwiese für – zum Teil schon fast technokratische – Experimente erklärt wurde. Es gab keine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem städtischen Kontext an diesem Ort. Ich finde die Entwicklung in Leutschenbach jedoch hochinteressant: unter anderem, weil hier ein vom Arbeiten geprägtes Gebiet daran ist, sich in ein Stadtquartier mit gemischter Nutzung zu transformieren. Wie ein solches Quartier heute aussehen und funktionieren könnte, wäre eine spannende Frage gewesen.

3

Dagmar Reichert: Tatsächlich, heute sind die Strukturen sehr flexibel geworden. Arbeit ist nicht mehr eine Lebensarbeit, die kulturelle und soziale Mobilität ist gegeben. Das erfordert eigentlich ein neues Planungsverständnis. Dazu können Leute, die nicht in den Routinegeschäften stecken, viel beitragen.

Marianne Dutli Derron: Dafür hätte es Raum gegeben. Vielleicht haben wir den Wettbewerb zu wenig bekannt gemacht.

? Trotz eher vager Vorschläge: Wie stehen die Chancen, dass in Leutschenbach eine Überbauung realisiert werden kann?

Marianne Dutli Derron: Die Chancen stehen gut. Auf dem Hunziker-Areal soll die ‹Jubiläumsgenossenschaft› bauen – eine gemeinsame Gründung aller Zürcher Wohnbaugenossenschaften. Wenn alles gut geht, beginnt das Wettbewerbsverfahren im Frühling 2008, zuerst als städtebaulicher, dann als Projektwettbewerb. Das Ziel heisst: Baubeginn im Winter 2009 / 10, Bezug 2012. Angestrebt wird dabei ein innovatives Planungsverfahren. Wie, ist aber noch offen.

Dagmar Reichert: Spannend wäre es, wenn die Wettbewerbsteilnehmer dann miteinbezogen werden.

? Welches sind die zentralen Thesen, die im Entwicklungsgebiet Leutschenbach umgesetzt werden sollen?

Dagmar Reichert: Zum einen wird man künftig Wohnen und Arbeiten nicht mehr so stark trennen können wie heute. Die Wege werden zu lang und zu teuer. In einer Siedlung wird es auch mehr gemeinsame Aktivitäten geben, als Gegenpol zur vorherrschenden Vereinzelung. Gemeinnützigkeit heisst neu nicht mehr nur für Schweizer Familien bauen. Hier ist ein globaler Horizont gefragt und Genossenschaften könnten ein politisches Statement zur Migrationsproblematik abgeben. Dazu besteht heute ein grosses Bedürfnis, sich über seinen Wohnort, seine Wohnung und sein soziales Umfeld zu identifizieren, nicht mehr nur über die Firma oder über ein Label.

Urs Primas: Wichtig wäre es auch, Rahmenbedingungen für die Selbstorganisation zu schaffen. Man sollte den Mut haben, nicht alles bis auf den letzten Quadratmeter vorauszuplanen und mal einen Teil des Areals oder Räume im Gebäude einfach sich selbst überlassen und abwarten, was daraus wird. Dagegen sprechen allerdings die heutigen Planungsregeln und der ökonomische Druck.

? Einiges tönt auch nach ‹zurück ins Dorf›. Hat der Wettbewerb so etwas wie eine Suche nach Heimat gezeigt?

Dagmar Reichert: Ja, aber nicht im wertkonservativen Sinn. Heute gibt es neue Formen, sich zu vernetzen. Man könnte die virtuelle und die reale Welt geschickt verknüpfen. Konkret: Ich suche jemanden in der Überbauung, der mir mein Velo reparieren kann. Ich finde jemanden im Internet und gehe dann in der Realität auf diese Person zu.

? Wenn wir uns das alles vor Augen führen, drängt sich der Schluss auf: Zurzeit sind es die Genossenschaften, die den Planungs- und Bauprozess im Zürcher Wohnbau weiterbringen. Stimmt das? →

→ Urs Primas: Offensichtlich; Genossenschaften haben in Zürich eine Renaissance und eine neue Kraft. Es gibt auch eine starke Verknüpfung zwischen Stadt und Genossenschaften. Ich sehe eine gute Zusammenarbeit.

Marianne Dutli Derron: Die Genossenschaften wollen – gerade mit dem 100-Jahr-Jubiläum im Rücken – mit innovativen Ansätzen zu zukunftsfähigen Lösungen kommen. Die Genossenschaften stellen heute mehr denn je die Frage: Gibt es nicht auch noch andere, klügere Wege zum Ziel?

? Dabei hatten Genossenschaften lange ein eher verstaubtes Image. Wie kommt es, dass sie momentan derart Gas geben?

Dagmar Reichert: Das liegt wohl daran, dass die Stadtentwicklung in den letzten Jahrzehnten nur vom Kapital gesteuert war oder vom Kampf, noch teurere oder höhere Erkennungszeichen zu bauen. Viele andere Werte des alltäglichen Lebens, das sich eben nicht in den Kapitalrhythmus einklinken will, gingen unter. Da geben die starken Zürcher Wohnbaugenossenschaften Gegensteuer.

Marianne Dutli Derron: Und inzwischen hat sich auch eine Eigendynamik entwickelt. Es sind neue Leute in die Leitungsgremien gewählt worden, es wird viel gebaut. Allein im Jubiläumsjahr 2007 konnte die Bevölkerung elf genossenschaftliche Neu- oder Ersatzbauten an den Tagen der offenen Türe besichtigen; weitere Projekte wurden vollendet oder sind im Bau oder in Planung.

Urs Primas: Im energiesparenden Bauen und bei neuen Wohnungstypologien sind die Genossenschaften heute Trendsetter, viele haben auch Geld und können etwas luxuriöser bauen und dennoch günstige Wohnungen anbieten. Der Wohnbau in Zürich hat zurzeit sicher eine Vorreiterrolle.

? Reicht diese Dynamik, um sich gegen die Grossinvestoren zu behaupten und neue Standards durchzusetzen?

Dagmar Reichert: Der Druck der privaten Investoren ist gross. Doch die Genossenschaften stellen sich ihm gemeinsam entgegen, sie schliessen sich zusammen. Gerade dieser Wettbewerb hat neue Denkhorizonte für Zusammenarbeit gezeigt. – Und er leistet noch etwas anderes: Er zeigt die Entwicklung des Wohnens. Auch zur Berliner Bauausstellung 1957 im Hansaviertel gab es Thesen. Wenn man diese mit den heutigen Postulaten vergleicht, zeigt sich augenfällig, wie sich die Wohnansprüche verändern. In den Fünfzigerjahren ging es um Wohnungen für Kleinfamilien, um die strikte Trennung von Wohnen und Arbeiten, um weite Grünräume und gleichzeitig um breite Strassen.

Marianne Dutli Derron: Es ist klar: Auch unser Wettbewerb ist eine Momentaufnahme, zeigt die aktuellen Wohnwünsche. Was in 20 Jahren sein wird, wissen wir nicht.

? Wenn es dann um die Baubewilligung für das ‹Jubiläumsgenossenschaft›-Projekt auf dem Leutschenbacher Hunziker-Areal gehen wird, dann gelten für die Bewilligung aber die Wertmassstäbe von gestern. Kann man überhaupt heute für zukünftige Bedürfnisse bauen?

Marianne Dutli Derron: Ich bin da optimistisch. Die Stadt ist ja schon jetzt mit im Boot und steht in engem Kontakt mit den Genossenschaften durch die städtischen Delegierten in deren Vorständen.

Urs Primas: Man müsste zum Beispiel für eine Nutzungsmischung eine neue Zone erfinden, die weiter geht als ein Wohnanteilsplan. Umnutzungen von Büros in Wohnungen – und umgekehrt – müssen einfacher möglich werden.

? Was könnte man sich in Leutschenbach als Erdgeschossnutzungen vorstellen?

Urs Primas: Es braucht eine zeitlich gestaffelte Strategie. Wir wissen inzwischen, dass in einem Neubauquartier gewerbliche Nutzungen erst nach einer gewissen Zeit entstehen. Zuvor könnte man mit Wohnungen oder Pionier-nutzungen starten; dafür braucht es aber auch bauliche Voraussetzungen, etwa entsprechende Raumhöhen.

? In Zürich gibt es seit 2000 die gemeinsam von der Stadt und dem Verband für Wohnungswesen getragene Förderstelle Gemeinnütziger Wohnungsbau. Kommt sie bei den Zukunftsprojekten ins Spiel?

Marianne Dutli Derron: Ja, die Förderstelle kann einiges bewirken. Wichtig ist, mit den Genossenschaftsvorständen eine langfristige Strategie zu erarbeiten, ihnen neue Wege aufzuzeigen. Oder aber auch gemeinsam den Entscheid zu fällen, so zu bleiben, wie sie sind. Solche Strategien werden heute intensiver diskutiert. Es geht heute nicht mehr allein darum, die Wohnungen in Schuss zu halten …

Dagmar Reichert: … es geht heute auch darum, herauszufinden, was sich rundum entwickelt, und dann zu überlegen, ob und was man selber tun will. Es geht um die Frage, wie ergänzen sich die Angebote im Quartier, in einer Stadt?

? Noch ein Blick auf den Genossenschaftsbau der Zukunft. Ist das ein Grossbau, ein Reihenhaus oder etwas dazwischen?

Urs Primas: Hier hat der Wettbewerb keine schlüssigen Antworten gebracht. Die kleinen Häuschen finde ich interessant, sie knüpfen an eine Tradition an. Generell wäre ja eine grössere typologische Differenzierung auch in der Stadt erstrebenswert, nicht ausschliesslich Geschosswohnungen. Auch die Energiefrage verändert die Architektur. Es entstehen neue Möglichkeiten, etwa mehr Bautiefe.

Dagmar Reichert: Die Dichte ist kein grundsätzliches Thema. Wichtig sind heute Aspekte wie Trennung vom Verkehr, Gemeinschaftsräume, flexible Nutzung von Räumen, Neueinteilung von Wohnungen.

Marianne Dutli Derron: Wie gross eine Überbauung wird, ist auch eine wirtschaftliche Frage. Auf dem Hunziker-Areal wird es eine gewisse Dichte geben müssen. Ob das Gelände in Baufelder aufgeteilt oder einheitlich bebaut wird, ist noch offen. Sich dort zu Hause zu fühlen, ist meines Erachtens keine Frage der Dichte oder der Farbe, sondern der strukturellen Flexibilität. Die Bedürfnisse der Bevölkerung verändern sich alle paar Jahre, der Bau aber bleibt viel länger stehen. Denkbar wären sogar Rohbauwohnungen …

Urs Primas: … das würde dann aber nach neuen Regeln beim Umzug rufen. Wird die Wohnungseinrichtung handelbar?

? Werden die Leute je gerne in der ‹Jubiläumsgenossenschaft› wohnen?

Urs Primas: In den Fünfzigerjahren haben sich Karl Steiner und Max Frisch eine Kontroverse über Schwamendingen geliefert. Sie waren sich nicht einig, aber sie schimpften beide über das Langstrassenquartier. Heute, 50 Jahre später, sehen wir das ganz anders. Solche Wahrnehmungsverschiebungen wird es auch in Zukunft geben.

Marianne Dutli Derron: Nehmen wir das Neubühlquartier: Dort wollte nach dem Bau niemand wohnen, heute ist das ein beliebtes Quartier. Oder das ‹Kraftwerk› im Kreis 5. Niemand konnte sich vorstellen, dass zwischen den Büro- und Industriegebäuden je die Leute gerne wohnen werden – jetzt wird der Ort geliebt. Wenn die Voraussetzungen stimmen, wird man auch in Leutschenbach gerne wohnen. •

Die Gesprächsteilnehmenden

--> Dagmar Reichert stammt aus Wien, studierte Sport, Philosophie und Geografie und machte einen Master in Stadt- und Regionalplanung. Sie betreibt eine Forschungs- und Beratungsfirma in Zürich und unterrichtet an der ZHdK Ästhetiktheorie. Zuvor war sie Professorin für Kulturgeografie und Stadtentwicklung.

--> Marianne Dutli Derron ist Architektin ETH/SIA mit einem MAS in Real-Estate-Management. Sie leitet die Förderstelle Gemeinnütziger Wohnungsbau, ist Präsidentin der Genossenschaft ‹Neubühl› und war Koprojektleiterin des Wettbewerbs ‹Zukunft des gemeinnützigen Wohnungsbaus – Wie wohnen wir morgen?›.

--> Urs Primas ist selbstständiger Architekt ETH/SIA in Zürich. Er unterrichtet an der ZHW ‹Urban Landscape›. Zuvor hatte er sieben Jahre in Amsterdam gearbeitet. Er nahm an mehreren Wettbewerben für genossenschaftlichen Wohnungsbau im Raum Zürich teil und ist Mitautor des Siegerprojekts ‹Ringling› in Höngg.

Jurymitglieder

--> Elke Delugan-Meissl, Architektin, Wien
--> Dietmar Eberle, Professor für Architektur, ETH Zürich
--> Andreas Hofer, SVW Sektion Zürich
--> Philipp Klaus, Wirtschaftsgeograf, Zürich
--> Ursula Müller, Amt für Hochbauten Stadt Zürich (Vorsitz)
--> Urs Primas, Architekt, Zürich
--> Dagmar Reichert, Kulturwissenschaftlerin, Zürich
--> Peter Schmid, Präsident SVW Sektion Zürich
--> Thomas Sevcik, Arthesia AG, Zürich
--> Martin Vollenwyder, Stadtrat, Zürich

Organisation

--> Projektleitung Wettbewerb: Marianne Dutli Derron, Förderstelle Gemeinnütziger Wohnungsbau, Zürich; Virág Kiss, Projektentwicklung Amt für Hochbauten Stadt Zürich
--> Impulsveranstaltung 2006: Michael Hauser und Cristina Rutz, Amt für Hochbauten Stadt Zürich; Marianne Dutli Derron und Andreas Hofer, SVW Sektion Zürich